# Der Hausfreund

**Unterhaltungs-Beilage**

zur

# Deutschen Rundschau

Nr. 51. **Bromberg, den 12. März** 1927.


# Lukas Hochstrassers Haus.

## Ein Roman von Ernst Zahn.



(12. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Frau Luise tat noch immer beleidigt, hob die Stumpfnase höher und setzte sich, die Hände übereinander gelegt, zurecht. „So?“ sagte sie gedehnt. Es klang wie ein: Was soll's denn geben?

„Ich bin gekommen, dir zu sagen, daß du nahe daran bist, dein Amt zu verlieren, Julian“, sagte Lukas.

Der Sohn nahm sich zusammen. Er ärgerte sich über seine Schwäche von vorhin, das Blut stieg ihm dunkel ins Gesicht. Er fragte erregt: „Wieso?“

„Das ist nicht schwer zu erraten“, warf Frau Luise in gereiztem und höhnischem Ton ein.

„Wieso?“ wiederholte Julian.

Und wieder fiel ihm die Frau mit einem erzwungenen Lachen ins Wort:

„Du weißt doch, daß manche dich mit scheelen Augen ansehen.“

Julian wurde ungeduldig. „Was wollt Ihr sagen?“ fragte er Lukas. „Weshalb soll ich um mein [illegible] kommen?“

„Ich habe dich oft gewarnt“, erwiderte dieser, „man duldet nicht, daß du mit den Aufwieglern gleiche Sache machst.“

„Schreckschüsse“, warf in ihrer höhnischen Art die Frau dazwischen, „sie meinen, du fürchtest dich. Im Ernste werden sie sich hüten, dich gehen zu lassen.“

„Kein Mensch ist unersetzlich“, sagte Lukas, dann setzte er in ruhigen Worten auseinander, was ihm Hans Jakob Meiß gesagt hatte.

„Ich werde mir meine Überzeugung nicht nehmen lassen“, brauste Julian auf, als er geendet hatte.

„Überzeugung!“ sagte Lukas. „Von daheim hast du diese Überzeugung nicht mitgebracht.“

„Aber ich habe in der Stadt etwas gelernt, die Augen sind mir aufgegangen hier.“ Julians Worte wurden lauter und stürmischer. Er tat groß und redete sich in einen gewaltigen Zorn hinein. Am Ende seien sie ja nicht verheiratet, er und die Regierungsherren! — Aber in seinem Zorn, ganz versteckt, war etwas Unrechtes Gemachtes, vielleicht verbarg er sein Mißbehagen und eine heimliche Bangigkeit in dem Ausbruch. Seine Frau mischte sich immer aufs neue ein, so daß nur noch ihre beiden erregten Stimmen gehört wurden und Lukas ganz verstummte. Ihre Gesichter waren rot, ihre Art hatte etwas Zänkisches und Polterndes, ihre Worte fuhren wie kleine, unruhig schlagende Wellen gegen ihren Gast, der aber war wie der Block, den Wellenschlag nicht kümmert. Langsam, langsam nahm er seinen Hut vom Stuhl, langsam setzte er ihn auf. Da ließ sich Frau Luise, die mit beiden Händen fuchtelnd immer heftiger und heftiger sprach, zu einem Worte hinreißen, vor dem sie vielleicht nachher selber erschrak und auf das hin Julian ihr ein barsches „Schweig!“ zurief:

„Eigentlich,“ stieß die erregte Frau heraus, „Euch gingen ja am Ende unsere Angelegenheiten nichts weiter an, Vater.“

Lukas Hochstraßers Gesicht wurde ein klein wenig bleicher, er verzog den Mund zu einem Lächeln und legte die breite braune Hand auf die Türklinke. „Das stimmt zu dem, was alles bei euch anders geworden ist, Sohnsfrau,“ sagte er, und das war eine ganz gelassene, tief und stark klingende Rede, die nach dem streithaften Eifern der Jungen doppelt fremd sich anhörte. Er sah sich im Zimmer um und sah die Frau an. „Es ist viel Firlefanz da im Zimmer und an dir,“ fuhr er fort, „den der Julian daheim nicht gewohnt gewesen ist. Wie das nicht zu uns paßt, hast recht, Sohnsfrau, so passe ich auch nicht zu dem Neuen, was euch im Kopf herumgeht. Und dareinzureden hätte ich nicht, wie du sagst, wenn nicht — —“

Hier wollte Julian dazwischensprechen und seiner Frau böses Wort gutmachen; aber Lukas fuhr mit erhobener Stimme fort: „Wenn nicht meine Söhne festgewachsen wären daheim und den Vater brauchen werden, wenn es ihnen auswärts nicht geht, wie es soll.“

Die Worte tönten beiden übel in die Ohren. Eine noch schärfere Erwiderung lag der Frau auf der Zunge, und Julian warf im neuen Zorn die Schulter hoch, aber sie wagten nicht zu reden. Lukas Hochstraßer stand an der Tür und hatte etwas von der braunen Scholle an sich, auf der er da droben im Herrlibacher Berg wohnte. Kleidung und Schuhe waren grob und hart. Derartiges Volk trat sonst mit Unbehagen und linkisch in städtische Stuben wie die Julians. Lukas Hochstraßer aber war Herr in dieser Stube, ohne es zu wollen, ohne sich zu brüsten, ganz aus sich selber heraus. Er tat die Tür auf: „Ade,“ sagte er ganz ruhig.

Julian fiel es ein, daß sie ihm nicht einmal eine Erfrischung angeboten. Er ging hinter ihm her. „Bleibt doch noch, Vater, nehmt doch etwas,“ sagte er.

Aber Lukas wehrte ab. „Laß nur.“ Mit seinem freien festen Schritt ging er die Treppe hinab.

Da machten sie keinen weiteren Versuch mehr, ihn zu halten.

Er aber grollte nicht. Er schüttelte nur gleichsam für sich den Kopf über sie, daß sie so blind waren; denn indem er ging, wußte er, daß sein Rat, den er ihnen hatte bringen wollen, ihnen nichts nützen würde, daß sie ihre eignen Wege weitergehen würden. Auf der Heimfahrt suchte er sich einen einsamen Platz, er war nicht zum Reden aufgelegt, aber während das Schiff rauschend seeaufwärts zog und sein Blick auf dem zischenden Wasser haftete, taten seine Gedanken schwere Arbeit. Julian hatte sich nicht warnen lassen! Wer wußte, ob er nicht dem Niedergang entgegenging! Eher denn nicht! Um so fester mußte er, Lukas, selber stehen. Es wurde ihm immer mehr klar, daß nicht Ruhezeit für ihn war, wie er gemeint hatte.

Er stieg in Herrlibach aus, wie er gefahren war, mit sich selber beschäftigt und der andern Leute nicht acht, schlug dann nicht die Hauptstraße, sondern den kleinen Fußweg ein, der steil den Berg hinanführte. Weiter oben durchschnitt dieser einen großen Rebberg, der zu seinem Gute gehörte, und als er zwischen den Weinstöcken hindurchschritt, riß ihn, der auf die Menschen nicht geachtet hatte, ein Blick auf die Pflanzen ihm zu seiten aus seinen Gedanken; das, was da zu sehen war, hielt das Auge des Bauern fest. Sein, Lukas Hochstraßers, Weinberg stand zum erstenmal weniger schön als diejenigen andrer Bauern. Er hatte es früher gesehen, nicht erst an diesem Tage, allein heute erst stach es ihm weh ins Auge. Er trat zwischen die Rebstöcke, prüfte hier und dort. Christians des Knauserers Hand überall! Er sparte und schacherte, gab dem Land nicht, was ihm gehörte, und wollte doch ernten. Rückwärts ging das Gut! Es war nicht zu leugnen. Lukas stieg weiter, und als er auf Wiesland kam, war es dasselbe: der Dünger war gespart, das Gras stand nicht mehr so fett wie in den früheren

Jahren. Mißkraut wuchs dazwischen. Lukas fühlte, wie seine Sehnen sich spannten. Wie eine fürchterliche Last empfand er plötzlich, daß er wochenlang untätig gewesen. Eine Sehnsucht nach harter Arbeit kam ihn an, ein Verlangen, seinen Willen wieder über das zu setzen, was da sich zum Schlimmen wenden wollte. Dann dachte er weiter nach. Morgen begruben sie Uli Koller, den Nachbar. Christian und seine Frau hatten ohnehin davon gesprochen, in das Kollerhaus übersiedeln zu wollen. So wollte er, Lukas, in seine alten Stuben zurückgehen und dem Sohne, dem die Bewirtschaftung beider Güter zuviel werden mußte, seine Hilfe anbieten. Mitreißen wollte er ihn dann, den Sohn, den Christian, den Knicker, der es ugt meinte und so schlecht machte!

Der Entschluß, selbst wieder mit beiden Armen am Tagewerk zuzugreifen, erfüllte Lukas mit einer drängenden Freude. Mit fast jungen Schritten stieg er darauf bergan, und als er zwischen den Obstbäumen hindurch sein weißschimmerndes Haus erblickte, stand er einen Augenblick still. Die Brust war ihm wie geweitet, die Schultern gedehnt und die Arme gestählt. Er nahm den Hut vom Kopfe, damit er die freie Luft spüre. Wäre er jünger und weniger ernsthaft gewesen, die wallende Luft hätte ihm vielleicht einen Jauchzer auf die Lippen gedrängt. Und nun endete der Tag, der mit Sorge und Ärger begonnen hatte, in einer reinen und schönen Freude, denn als Lukas über die Matten dem Hause sich näherte, traten dort Martin und Brigitte Fries aus der Tür und kamen ihm Arm in Arm entgegen. Das Licht des Abends lag über ihren jungen Gestalten. Martin ging in Uniform. Sein sonst dunkles Gesicht war frischer, vom Bewußtsein seines Sieges und vom Verlangen, des errungenen Preises wert zu sein, durchleuchtet. Brigitte aber, die ein feiertägliches, aber schlichtes Kleid trug, erschien Lukas als ein fast fremdes und köstliches Wesen. Schlank, das zarte Gesicht von einem leisen Rot der Verwirrung gefärbt, die Augen aber von unbewußter und reicher Freude hell, kam sie daher, und es war sonderbar, daß die Freude strahlender aus ihrem Auge brach, sobald ihr Blick Lukas entgegenging.

Sie gingen aufeinander zu. Martin berichtete dem Vater, daß er Urlaub erbeten und erhalten, um Brigittens schriftlich gegebenes Jawort mündlich sich bestätigen zu lassen.

„Ich wünsche euch Glück," sagte Lukas. Dann wendeten sie sich dem Hause zu.

Brigitte schritt an Martins Seite und sah, während sie zusammen sprachen, zuweilen mit einer Art Ehrfurcht an Lukas Hochstraßer hinauf. Darauf saßen sie in der Laube, die schon herbstrot war, lange beieinander, Lukas, Martin und sie. Lukas kam in ein an ihm seltenes Erzählen. Er sprach davon, wie er und Frau Regula die Tage ihrer Brautzeit verlebt, wie sie ihren jungen Ehestand sich geschaffen, und es dünkte Brigitte etwas Großes um die Einfachheit und Geradheit, mit der er von seinem eigenen Leben redete. Dieses Leben erstand vor ihrem Auge wie ein starker und freier Bau, Tag um Tag baute er vor sie hin. Er sagte kein Wort zu seinem eigenen Ruhme, setzte nur auf die starke Gestalt Frau Regulas Licht um Licht, aber ohne daß er es wollte, sahen sie durch seine Schilderungen ihn selbst, und sie vergaßen das Reden, hörten in einer Art Andacht zu und fühlten sich klein neben dem, der sprach. Am Ende ließ er selbst Brigitte aufbrechen, da ihr Vater nach ihr verlangen möchte, drückte beiden die Hände und meinte: „Mit der Hochzeit sollt ihr nicht eilen, ihr zwei. Schönere Zeit als ihr jetzt habt, kommt euch nicht wieder."

Und sie stimmten lachend bei und gingen.

Die Freude verwirrte Brigitte. Sie sah Martins Bild gleichsam in Verklärung, da sie unwillkürlich immer wieder den Sohn nach dem Vater maß. Martin schritt voll Unruhe dahin, erregt den Arm des Mädchens in seinem pressend. Nun er aus der Nähe des Vaters getreten war, kam ihn eine heimliche Furcht an, ein Mißtrauen an seiner eigenen Kraft, das Gefühl, daß er an jenen nicht hinanreichte. Und das Blut gewann wieder Macht in ihm, das er nicht zu zügeln wußte.

### Zehntes Kapitel.

Uli Koller, der Bauer, war begraben. Christian und seine Frau wohnten in dem Hause des Verstorbenen. Auf dem Hochstraßergut schaltete Lukas. Christian und sein Weib hatten sich schweigend und ohne Bedenken gefügt, als er ihnen seine Mitarbeit anbot, die Hilfe nur, nicht Herrschaft sein sollte. „Eine bessere Hand als die können wir nicht haben," sagte Christian. Aber die Hilfe mußte zur Herrschaft werden, denn Lukas war keiner, der zum Dienen gemacht war. Als er an dem Tage, nachdem das junge Paar ausgezogen war, sich früh wie ehemals erhob und als der erste in Haus, Stall und Hof zum Rechten schaute, begann eine andre Luft zu wehen. Die Knechte hoben die Köpfe. Longinus stand hinter ihm und äugelte ihm nach, der eben von ihm hinwegschritt; dann stopfte er die Hände in die Taschen, wiegte nickend den kahlen Kopf und murmelte: „Ja, ja, es ist schon besser, ist es, daß er wieder da ist, er." Und des Knechtes immer frohe Seele war noch selten in einem solchen Meer von Zufriedenheit geschwommen. Auch David merkte, daß der Vater wieder an der Spitze des Hauswesens stand. Schon im Hause selbst war es lauter, denn Lukas trat schwerer auf als der schmächtige Christian, der selbst in seinem leisen Gange etwas von der Vorsicht und Kargheit seines ganzen Wesens hatte. Und Lukas war wie ein mit beiden Armen mächtig ausgreifender Schwimmer, als er nun sein neues Tagewerk begann. Er half den andern nicht, sie mußten mit. Auch David mußte mit. Christian hatte wenig Hilfe mehr an ihm gehabt. Hätte er sich mehr um den Bruder bekümmert, so hätte ihm auffallen müssen, wie lang dieser des Tags auf seiner Schreibstube verweilte, hätte ihn wohl einmal ertappt, daß er mit über den Tisch geworfenem Oberkörper saß und ins Leere staunte und hätte sich über Davids Augen wundern müssen, die eingesunken waren und von einem inneren Feuer glommen, über Davids Hungeraugen. Auch wie oft nachts des Bruders Kammer leer stand, hätte er merken müssen, dann vielleicht nachgefragt, wo er sich herumtriebe, und herausgebracht, daß er als wie nicht recht bei Trost nachts stundenlang oben am Rand des Herrlibacher Waldes saß — da — wo der Kesselflickerwagen lange gestanden! Nun Lukas regierte, wurde das anders. Er vermißte den Sohn bald da, bald dort bei der Arbeit, kam an die Schreibstube gegangen, tat weit die Tür auf und hieß ihn herauskommen. Aber er riß ihn nicht nur bei der Arbeit im Freien mit. Was er eine Zeitlang nicht getan hatte, tat er plötzlich wieder, sah jeden Tag auf der Kanzlei nach, was zu besorgen und was besorgt sei, und hielt den Sohn unter harter Faust: „Das führst dann aus und das dann, das wird so gemacht, das andre so!" Da er so David unter seinem Blick behielt, konnte ihm nicht entgehen, wie der sich verändert hatte. Er fragte ihn nicht aus, beobachtete ihn nur. Das zerfahrene und verträumte Wesen war ihm nicht ungewohnt, aber er fand bald, daß der junge Mensch sich tiefer als früher in dasselbe eingesponnen hatte, sah, daß er manchmal wie vom Schlaf auffuhr, wenn er plötzlich zu ihm in die Schreibstube trat, und daß er zu andrer Zeit einer seiner Anordnungen lauschte, dazu nickte und doch nicht hörte, sondern dabei mit seinen Gedanken weit weg war. Dann entdeckte er die Unruhe, die den jungen Menschen besaß, die ihn Werktags mitten aus der Arbeit aufrüttelte und ihn zwang, ziellos ein Stück Weges ins Blaue zu laufen, und Sonntags ihn nie zu Herrlibach litt, so daß er immer schon am Vormittag verschwand und sich bis zur Nacht nicht mehr blicken ließ. Und er hatte bald heraus, daß an diesen Sonntagen David immer dieselbe Richtung einschlug, immer St. Felix zu. Durch Zufall kom er mit Longinus, dem Knecht, davon zu reden, der noch immer wie Davids Schatten war. Longinus blickte den Meister halb zutraulich, halb verlegen an und sagte: „Es geht ihm ein Mädchen im Kopf herum," erzählte dann in seiner behäbigen und langsamen Weise von der Margherita, wie die schön sei und wohl wert, daß sich einer die Zeit mit ihr vertreibe, und meinte endlich: „Laßt ihm die Freude, Meister; zum Jungsein gehört die Krankheit, die der David hat."

(Fortsetzung folgt.)

# Frühling im Berliner Zoo.

Von den vielen mehr oder weniger bestrittenen Vorzügen Berlins ist der Zoologische Garten der unbestrittenste. Es wird wenig Besucher Berlins geben, die ihn nicht kennen gelernt haben. Jetzt in den ersten warmen Vorfrühlingstagen geht es auch durch den Berliner Zoo wie ein Erwachen zu neuem Leben. Diejenigen Tiere allerdings, die wegen ihrer Gewöhnung an wärmere Klimata stets in geschlossenen, geheizten Räumen gehalten werden müssen, merken ja wenig von dem, was draußen vorgeht. Aber die ungezählten anderen, deren Gatter und Käfige draußen im Freien sind, genießen die milde Luft und die warme Märzsonne mit einem Behagen, das den Beschauer ansteckt.

Vergnügt balgen sich die beiden jungen Bären, philosophisch käuend steht der südostasiatische Aristoteles-Hirsch hinter seinem Zaun, schön und töricht daneben die weißgefleckten indischen Agishirsche. Vor ihren grellbunten exotischen Holzhäusern lagern die phantastischen Gestalten der Wisente, still steht die Familie podolischer Rinder und läßt sich die Frühlingssonne durchs Fell sickern, und der Wasserbüffel daneben beleckt andächtig und ausdauernd die Holzwand, die ihn von seinen Nachbarn trennt. Unvergleichlich erhaben wendet das Dromedar, die weitgespreizten Hinterhufe in die weiche Erde gerammt, den Blick himmelan. Dort drüben streitet sich ein Kolkrabe aus den deutschen Alpen mit seinem ägyptischen Käfiggenossen um einen Tuchfetzen.

Hinten im Haus der großen Raubtiere ist man dabei, das erste Frühstück zu verdauen. Träge blinzelnd liegen die Löwen, meist paarweise Männchen und Weibchen zusammen, in ihren Gelassen; faul räkelt sich der bengalische Tiger und läßt die Farbenpracht seines Fells von einem eifrig Kunstbeflissenen aquarellieren. Nur die jüngeren Tiere haben Unruhe im Leibe. Die erst ein Vierteljahr alten Leoparden wälzen sich spielend übereinander, zwei andere gegenüber sind in heller Aufregung, weil der Wärter unter ihren Käfig gekrochen ist, um etwas an der Wasserleitung zu reparieren. Spähend schießen sie an den Gitterstäben entlang, schlagen mit den Tatzen durch die Zwischenräume; ist es Spiel oder Kampflust? Ein weißer Spitz kläfft laut und eindringlich. Der afrikanische Gepard, dessen Käfig er teilt, ist zwar trotz seines gefährlich-schönen Aussehens ein friedlicher, aber offenbar wenig unterhaltsamer Kamerad. Ernsten Streit haben zwei Pumas, die sich so giftig anfauchen, daß sogar die abessinische Löwin, die auf dem Rücken liegend und die Tatzen über der Brust verschränkt geschlafen hatte, drohend auffährt. Sie fürchtet wahrscheinlich für ihre beiden Jungen, die neben ihr friedlich schlummern, das eine ist lang hingestreckt, das andere mit dem Kopf auf Brüderchens Bauch.

Desto tolleres Leben herrscht im Affen-Palmenhaus, dem Paradies der kleinen und der großen Kinder. Und dem Paradies der Affen, darf man wohl sagen; denn was ihnen überhaupt in der Gefangenschaft als Ersatz für das Leben in der Freiheit geboten werden kann, wird ihnen hier geboten. Vor allem ist für ihre Gesundheit Sorge getragen. Die größte Gefahr für die in Gefangenschaft lebenden Affen ist die Tuberkulose. Die kältere, trockenere Luft unserer Breiten macht sie für die Krankheitskeime empfänglicher, die von den Tausenden und Abertausenden ihrer Besucher in ungezählten Millionen eingeschleppt werden. So ist vor allem für eine stets warme Luft Sorge getragen durch das große Palmenbeet, das die Mitte des weiten Raumes einnimmt. Die breiten Blätter der Pflanzen werden häufig beregnet und geben dann ihre Feuchtigkeit an die Luft des gut durchgeheizten Raumes ab. Auch die Gänge können stets feucht und staubfrei gehalten werden, da sie mit Kies statt mit Fliesen belegt sind. Und besonders wärmebedürftige Affen, wie z. B. die Schimpansen, erhalten ihr nötiges Plus an Wärme durch elektrische Heizsonnen, die ihre Käfige bestrahlen. In den Käfigen selbst ist für allerlei Turn- und Klettergeräte gesorgt, an dem die Affen sich und die Zuschauer den lieben langen Tag amüsieren. Am tollsten geht es in dem weiträumigen Gemeinschaftskäfig zu, in dem am Ende der Halle ein paar Dutzend Affen zusammenleben. Da sind Ringe, Trapeze, Kletterseile, Bäume und sogar eine regelrechte russische Radschaukel. Viele Stunden könnte man hier zubringen, ohne sich einen Augenblick zu langweilen.

Aber Amüsement ist nicht der eigentliche Zweck des Zoo, sondern mehr Mittel zum Zweck, um die großen Zuschauermassen anzuziehen, die allein die Existenz des Gartens ermöglichen. Der Berliner Zoo, so erklärt mir Dr. Lutz Heck, der als Mitarbeiter von Geheimrat Heck den Garten leitet, zeichnet sich vor anderen zoologischen Gärten nicht nur durch seinen Umfang aus, sondern namentlich dadurch, daß er eine der größten systematisch-wissenschaftlichen Sammlungen lebender Tiere darstellt. Wenn auch selbstverständlich eine selbst nur annähernd vollständige Sammlung aller Tiergattungen, Arten und Rassen unmöglich ist, so ist dieses Idealziel doch wenigstens Richtpunkt für den Aufbau des Berliner Zoo. Hier findet nicht nur der flüchtig Interessierte Unterhaltung, sondern auch jeder, der sich ernsthaft belehren will, ein wohlgeordnetes Material. Viel Wert ist namentlich auf die Zusammenstellung seltener Artverwandter unserer Haustiere gelegt. Steppenhunde, Afrikanische Wildhunde, sibirische Wölfe neben unseren Gebrauchshunderassen, wilde Esel neben zahmen, die Wildform des Schafes, das Bufflon, neben einheimischen und exotischen Schafrassen. Überaus zahlreich sind die Geflügelrassen vertreten. Nicht weniger als 50 verschiedene Hühnerrassen leben hier beisammen. Auch wilde Rinderarten besitzt der Berliner Zoo in seltenen Exemplaren. Von dem fast ausgerotteten Wisent zum Beispiel ist eine gute Aufzucht gelungen. Überhaupt wird im Berliner Zoo viel mehr gezüchtet als in irgendeinem anderen zoologischen Garten, und die Zuchtergebnisse sind dank der speziellen Erfahrung sehr günstig. Mit Überraschung hört man als Laie, wie gut namentlich die in Gefangenschaft geborenen großen Raubtiere fortkommen. Die Zuchtergebnisse verwertet der Zoo nicht nur zur Erweiterung seines eigenen Bestandes, sondern in noch größerem Umfang zum Verkauf an andere Tiergärten, Menagerien usw. So sind im vergangenen Jahr allein 20 Löwen aus eigener Zucht verkauft worden. Der Tierbestand, der während des Krieges und der Inflationszeit nicht unerheblich zusammengeschrumpft war, ist jetzt nicht nur wieder aufgefüllt, sondern ganz bedeutend erweitert. Der Berliner Zoo, nebenbei gesagt der älteste in Deutschland, denn er wurde bereits 1841 gegründet, erhält stets zahlreiche und wertvolle Schenkungen von Freunden und Gönnern in allen Zonen und Erdteilen, kauft aber auch viele Tiere an und hat sich vor allem im Jahre 1925 an einer großen und sehr ergebnisreichen Tierfangexpedition nach Abessinien unter Leitung von Dr. Heck beteiligt. Die Kosten für den Neuzuwachs können oft zu einem erheblichen Teil gleich wieder durch Sonderausstellungen der neuen Tiere hereingebracht werden, denn das Berliner Publikum hat für seinen Zoo ein unermüdliches Interesse. Mehr als eine Million Besucher im Jahr hat der Garten zu verzeichnen, nicht gerechnet die Stammgäste, die Abonnenten sind.

Der Tierbestand beläuft sich gegenwärtig auf rund 4000 Exemplare, die jährlich etwa eine Viertelmillion Mark allein an Futterkosten verursachen. Denn es gibt unter ihnen ganz gewaltige Vielfraße und auch recht kostspielige Feinschmecker. Zur Ernährung der Raubtiere werden allwöchentlich vier Pferde getötet, deren Fleisch und innere Teile je nach dem „Geschmack" der einzelnen Tiere roh oder gekocht verfüttert werden. Ein Löwe hat täglich 9 bis 14 Pfund Fleisch zu beanspruchen, ein Tiger 10 bis 12, ein Panther 5 bis 6 Pfund. Die braunen Bären ziehen gekochtes Fleisch vor, die Eisbären brauchen die fettesten Stücke und dazu noch pfundweise Lebertran. Der größte der vier Elefanten verzehrt jeden Tag einen Zentner Heu, 20 Pfund Rüben, 15 Pfund Hafer, 15 Pfund Kleie, einige Brote und säuft dazu 10 bis 15 Eimer frisches Wasser. Pferdefleisch fressen übrigens auch die Krokodile im Aquarium, die außerdem auch Fische bekommen. Die Riesenschlange im Aquarium vertilgt alle drei bis vier Wochen ein junges Schwein.

Das Aquarium, das auf dem Gelände des Zoo gelegen ist, ist viel jünger als dieser und besteht noch nicht zwei Jahrzehnte. Auch verwaltungstechnisch ist es vom Zoo getrennt. Ein in Muschelkalk ausgeführter Urweltsaurier bewacht seinen Eingang. Das Aquarium hält mehr als sein Name verspricht. Es ist außerdem noch Terrarium und Insektarium und vereinigt neben Meer- und Süßwasserfischen und sonstigem Wassergetier auch Schlangen, Schildkröten, Krokodile, Alligatoren, Schaben, Wanzen, Skorpione und andere angenehme Erdenbewohner aller Zonen. Gleichfalls unmittelbar anschließend an den Zoo ist vor kurzer Zeit das der Stadt Berlin gehörende Planetarium eröffnet worden, ein großer Kuppelbau, in dem mit diffizilen Projektionapparaten der Lauf der Sterne gezeigt wird. Vom Zoo her ist das Planetarium einstweilen noch nicht zugänglich, aber das soll noch kommen. Dann wird man vergleichende Studien anstellen können zwischen den Tieren am Firmament und denen auf der Erde, zwischen himmlischen und irdischen Krebsen, Widdern, Bären und Stieren. **A. E. Fischer.**

---

## Gibt es eine wissenschaftliche Begründung der Graphologie?

Von Professor **Werner Kautzsch**-Berlin.

In weiten Volkskreisen glaubt man, daß die menschliche Handschrift eine Art Symbolik der Seele sei. Nichts reizt den Laien so sehr wie ein Schriftbild, dessen einzelne Züge seiner Meinung nach charakteriologisch deutbar sein müssen.

Wie ist dies zu erklären? Der Mensch besitzt ja noch viele andere geistige Fähigkeiten, die ihm einen bedeutenden Vorrang vor aller sonstigen Kreatur zuweisen, warum ist es gerade die Handschrift, die ihn mit schier magischer Gewalt anzieht? Die sogenannte Geistigkeit des Menschen wird an manchen Eigenheiten, wenn auch nur rudimentär, schon bei etlichen hochentwickelten Tierarten der Vertebraken-Gattung beobachtet. Dagegen besitzen Tiere keine Spur eines Schreibvermögens; im organischen Sprachzentrum fehlt die Stelle, die die Fähigkeit der schriftlichen Wortverwertung andeutet, gänzlich. Der Mensch allein besitzt diese Anlage, und niemals wird sie ihm das Tier trotz strengster Abrichtung und Lernbeflissenheit streitig machen können.

Wie bin ich, wie bist du? wiederholt sich als Frage beim Anblick jeder neuen Handschrift. Eine Ästhetik der Schrift braucht nicht mehr geschrieben zu werden, wohl aber muß erwogen werden, ob sie geeignet ist, Schlüsse auf Wesen und Charakter des menschlichen Individuums innerhalb eines geschlossenen Wirkungskreises zu ziehen. Im allgemeinen kann dies bejaht werden. Diesen Schluß vermittelt die Sinnfälligkeit des synthetischen Schriftbildes und, wenn man will, auch der Malerei. Neben der Handfertigkeit des geübten Malers oder des Scheibers die persönliche Note des Künstlers! Vermöge jener ist man allgemach imstande, Bilder und Schriften zu kopieren und nachzuahmen, die „psychische empreinte" bleibt aber unveräußerliches Eigentum des Urhebers, geht also nicht mit in den Besitz des Kopisten über.

Werke und Taten der Menschen werden bewundert; es wird nach Anhaltspunkten gefahndet, um zu einem zutreffenden Urteil darüber zu gelangen. In früheren Jahrhunderten bildeten Werke und Taten den ausschließlichen Maßstab; in der allerjüngsten Zeit soll bekanntlich die Handschrift der weltgeschichtlichen Heroen eine bedeutsamere Unterlage als Ergänzung bilden. Was dem Helden recht ist, muß dem Durchschnittsmenschen billig sein. Kurz, all und jeder fordert Selbsterkenntnis aus der Schrift. Einige sind der Ansicht, daß dies eher möglich sei, wenn man das handschriftliche Gesamtbild anatomisch und analytisch behandle. Jeder Haar- und Grundstrich, jede Schleife und jeder Bogen, jeder Druck, jedes Tüpfelchen, Abstand, Lage und Züge werden abgetrennt, zerlegt und buchstäblich unter die Lupe genommen, um auf diesem sicherlich seltsam genug dünkenden Wege in das Wesen einer Persönlichkeit und ihren Charakter einzudringen und aus den einzelnen Schriftelementen ein maßgebliches Urteil zu schöpfen. Dieses Urteil begnügt sich aber keineswegs damit, den inneren Zustand einigermaßen richtig anzugeben, sondern greift über die Bestimmung des menschlichen Schicksals hinaus. Die Graphologie wird damit zur Dienerin eines mystischen Okkultismus, in schlechten Händen aber gar zur Brutstätte eines gewissenlosen Gauklertums.

Da kommt es nun sehr darauf an, aus welcher Altersperiode die Handschrift einer Persönlichkeit gewählt ist. Es bedarf kaum eines Hinweises, daß jede Handschrift dem Zuge der Zeit folgt und sich in der Kindheit anders als in der Reife des Lebens und wieder anders im Greisenalter ausnimmt. Die sogenannte „ausgeschriebene Hand“ kommt hierbei gar nicht in Betracht. Gäbe es eine solche, so müßten unbedingt auch die Grundzüge in jeder Altersstufe dieselben oder doch mindestens ähnlich bleiben. Das ist aber nicht der Fall. Am meisten ähneln sich Kinderhandschriften, was natürlich daraus zu erklären ist, daß die ganze Geistesanlage, der intellektuelle Habitus im Kindesalter einfacher und das Temperament noch nicht scharf betont ist. Die größere Mannigfaltigkeit der inneren Erlebnisse im Laufe des fortschreitenden, vieljährigen Lebens eines Menschen trägt wesentlich zur schnellen Entwicklung der Gemütsanlage bei. Stimmungen, Affekte, Launen treten zum menschlichen Bewußtsein, das, wenn es schriftlichen Ausdruck sucht oder zu solchem veranlaßt wird, gar nicht umhin kann, die psychischen Komponenten der Gemütsanlage mit in die Handschrift zu legen. Man muß daher entschieden auf das Alter Rücksicht nehmen, wenn man eine Handschrift zur Beurteilung vorgelegt erhält. Auffällig ist, daß z. B. die Handschrift Goethes von der Jugendzeit bis zum Greisenalter in ihren Haupt- und Grundzügen die gleiche geblieben ist, trotzdem gilt sie als viel umstritten. Ähnliches spricht sich auch in der Handschrift Wilhelms II. aus. Ungeachtet seines impulsiven Naturells hat die Handschrift Wilhelms II. von seiner frühen Jugend auf stets dieselbe Form beibehalten. Sie gleicht übrigens auffallend der des Großvaters, ein Zeichen, daß er immer bestrebt war, den glorreichen Ahnherrn nachzuahmen. Statt der Vorwärtsneigung der großväterlichen Schriftzüge bevorzugt der Enkel allerdings eine luftige, durchsichtige Rückwärtslage.

Liegt es nun aber nicht sehr nahe zu fragen, welche Rolle die Hand selbst bei der Gestaltung einer Handschrift spielt? Die Graphologin Poppée behauptet, daß grobe, große Hände, wenn sie namentlich viel körperliche Arbeit zu verrichten haben, meist eine plumpe, schwere Schrift hervorbrächten, während feine, dünne und biegsame Finger einer zarten Schrift eignen. Würde man dazu Stellung nehmen, so müßte man neben Alter und Geschlecht auch noch den automatischen Befund eines Menschen für die Handschriftdeutung mit verwerten. Im allgemeinen gehören die gröberen Hände dem männlichen, die zarteren und feinen dem weiblichen Geschlecht an. Ein ausgezeichneter, weil gründlicher Graphologe, Robert Saudek, bestreitet mit früheren Forschern die auf das Geschlecht bezügliche Hypothese. Damit wird aber zugleich die Poppéesche Behauptung hinfällig. In der Tat vermag eine grobe und große Hand eine anmutig-feine Handschrift zu bilden, während es nicht selten ist, daß eine dünne und feine Hand klobige Schriftzüge hervorbringen kann.

Von hohem Belang ist nach dem genannten Schriftsteller, der sich wiederum auf den Franzosen Crépieux-Jamin beruft, das von uns weiter oben erwähnte Alter der Schreibkultur. Man versteht darunter die Höhe der Schreibtüchtigkeit oder -gewandtheit. Saudek gibt ein Beispiel an, wo zwanzigjährige Menschen noch nicht schreibgewandter als sieben- bis achtjährige Kinder waren. Er meint, daß dies ein Zeichen von Unkultur oder besser mangelhaftem Schulunterricht sei . Denn Bildung gehe immer mit Schreibgeläufigkeit einher, weshalb in solchen Fällen Rückständigkeit der Bildung mit völliger Sicherheit festgestellt werden könne. Dagegen treffe dies weniger sicher auf die Beurteilung der Intelligenz des Schrifturhebers zu. Diese Behauptung ist keinesfalls stichhaltig, auch dann noch nicht, wenn Saudek dafür die Zeit vor dem Schulzwang, d. i. etwa zu Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, angibt. Bildungsfähigkeit und Schreibgewandheit lassen sich m. E. nicht zusammenreimen; der Bildungsgrad und die Intelligenz des Schrifturhebers können unmöglich aus einer Handschrift zu entnehmen bezw. zu deuten sein. Mir sind Kalligraphen mit äußerst geringem geistigen Horizont bekannt, andererseits bin ich in der Lage als Gegenbeispiel einen nicht nur geistig hochstehenden, sondern auch universell gebildeten Gelehrten anzuführen, dessen Handschrift den Eindruck der eines sechsjährigen Kindes macht — trotz rastloser Übung des Schreibvermögens.

Die meisten Graphologen leiden an der Schwäche, Namenszüge zu analysieren und zu beurteilen . Das ist völlig verfehlt. Um zu einem einigermaßen praktisch brauchbaren Ergebnis zu gelangen, bedarf es ganzer Schriftsätze von ein und derselben Handschrift, die sorgfältig miteinander verglichen werden müssen.

## Bunte Chronik

* **Hautreizungen durch Hyazinthenzwiebel.** Bei manchen Menschen, die viel mit Hyazinthenzwiebeln zu tun haben, stellt sich zuweilen ein heftiges Jucken und Brennen der Haut ein, das in manchen Fällen sogar zu einem leichten Hautausschlag an den Händen führt. Als Ursache dieser hautreizenden Wirkung, die auch die Blätter der bekannten chinesischen Primel besitzen, hat die Untersuchung der Oberhautzellen der Hyazinthenzwiebel kleine, sehr spitze Kristallnadeln zutage gefördert, die in Bündelchen im Zellensaft eingelagert liegen, bei der leisesten Berührung jedoch nach außen gelangen und sich mit ihren unendlich feinen Spitzen in die menschliche Haut einbohren, wodurch bei empfindlicher Haut dann das Brennen hervorgerufen wird. Diese kleinen Kristalle, Raphiden genannt, die aus oxalsaurem Kalk bestehen, sollen die betreffenden Pflanzen vor Angriffen hungriger Tiere schützen und erfüllen ihren Zweck in der Regel auch vollständig, da die meisten Tiere solche Gewächse meiden.

*

* **Die Mühle und ihr Wind.** An der Chaussee bei Börnicke liegt eine Mühle. Die Chaussee ist mit hohen Bäumen bepflanzt, die von Jahr zu Jahr höher wurden und, wie der Müller behauptet ,ihm den Wind für seine Mühle wegnahmen. Was aber ist eine Mühle ohne Wind, wenn es keine Wassermühle ist? Der Müller ging also gegen die Gemeinde, der die Bäume gehörten, klagbar vor, weil, wie er ausgerechnet hatte, die Mühle nur mehr 50 Tonnen statt früher 150 Tonnen im Monat zu mahlen imstande sei. Der Prozeß war nicht einfach und dauerte sehr lange, ist aber jetzt zu Ende gegangen und — zugunsten des Müllers entschieden worden! Auf Grund uralter Privatrechte, die inzwischen nicht aufgehoben wurden, mußte die Gemeinde verurteilt werden, erstens die Bäume in einem Umkreis von 100 Metern rings um die Mühle niederzulegen, zweitens auf weitere 350 Meter alle Bäume um 2½ Meter beschneiden zu lassen. Das Urteil fällte das Berliner Kammergericht, das ja schon einmal einem Müller gegen seinen König zum Recht verholfen hat.

## Lustige Rundschau

* **Wieder was Neues . . .** Die Dünne: „Gehen Sie auch jeden Tag Mensendicken.“ — Die Dicke: „Danke, ich tu nur Mensen d ü n n e n.“

*

* **Er will nicht stören.** „Almosen gebe ich nicht! Aber ich habe Arbeit!“ — „Dabei will ich Sie nicht aufhalten! Adieu.“

*

* **Die gewinnsichere Ziehung.** A: „Für mich ist jede Ziehung ein sicherer Gewinn!“ — B (ironisch): „Und da kaufen Sie sich kein Los?“ — A: „Quatsch, ich bin Zahnarzt!“

*

* **Günstige Gelegenheit.** R i c h t e r: „Angeklagter, sind Sie verheiratet?“ — A n g e k l a g t e r: „Nein, aber wenn der Herr Amtsrichter vielleicht eine Tochter haben . . .“

Verantwortlich für die Schriftleitung M. H e p k e in Bromberg.
Druck und Verlag von A. D i t t m a n n G. m. b. H. in Bromberg.